

„Kameradschaft“. Funktion und Entwicklung eines Dispositivs im Nachkriegsösterreich

Siegfried Mattl, Noora Sotaniemi

In ihrem bemerkenswerten Essay über „The Culture of Survivors“¹ konstatiert Pamela Ballinger für das ausgehende 20. Jahrhundert einen Wechsel in der Erinnerungskultur von der Hegemonie des Heroisch-Pathetischen zu derjenigen des Opferstatus. In dem Maße, in dem die Shoah als universale Erfahrung akzeptiert und die Ermordung der europäischen Juden von unterschiedlichsten ethnisch und sozial diskriminierten Kollektiven als Horizont der eigenen Passionsgeschichte eingeschrieben wird, verliert die dominante assimilatorische Aufklärungsideologie ihren moralischen Machtanspruch. Ballinger führt in ihrem Essay an zentraler Stelle aus, welche paradoxe Identifizierung mit einem Opferstatus unter der weißen US-amerikanischen Mittelklasse im Zuge dieser kulturellen Veränderungen stattgefunden hat. Ebenso überzeugend und für die europäische Debatte noch nachhaltiger ist aber ihr Rekurs auf das Konzept des Traumas und des traumatischen Gedächtnisses, das zur beherrschenden Form von Geschichte geworden ist. Äußerst reduziert und schematisch zusammengefasst ließe sich die Hypothese formulieren, dass die Erfahrung von Terror und Schrecken am eigenen Leib nicht erinnert werden kann, ohne dass die traumatisierte Person in einer Schleife von Schmerzen verstrickt bleibt. Es setzt sich demnach also dort, wo dennoch über das Vergangene kommuniziert werden soll (und muss), immer etwas Anderes an die Stelle des Eigenerlebens, ein heteronomer Diskurs, der dieses Erleben in sinnhafte Bezüge stellt – oder ein Gegendiskurs, der diesen konstruierten Sinn eben zerstört.

Es braucht hier nicht weiter erörtert zu werden, welche Bedeutung einem Konzept von Trauma und traumatischer Erinnerung für eine Geschichte des Krieges, der Traditionsbildung und der gesellschaftlichen Ideologie zukommen muss. Veteranengeschichten beziehungsweise deren Erfolge beruhen zu erheblichen Teilen auf der Bannung dieses Körpergedächtnisses, das sich vor allem über eine Alltagsgeschichte des Krieges rekonstruieren ließe. Das Trauma wird in den Konstruktionen ‚großer‘ Erzählungen dissimuliert – ein Prozess, nota bene, der nicht unwesentlich dazu beitragen könnte, in der Verweigerung der Anerkennung der eigenen (Un-)Taten von Wehrmachtssoldaten auch eine genuine Form von Angstabwehr zu sehen. Genauerem

1 Pamela Ballinger, The Culture of Survivors: Post-Traumatic Stress Disorder and Traumatic Memory, in: *History & Memory*, 10, 1 (1998), 99–132, 99ff.

Aufschluss darüber könnten nur großflächige und methodisch komplexe Studien liefern. Zum gegebenen Zeitpunkt müssen wir uns damit begnügen, aus manifesten Erzählungen sekundäre Interpretationen über den Zusammenhang von viriler Identität in ihrem historischen Kontext, Identitätserschütterungen im Kriegsalltag, und deren paradoxe Verdrängung durch ideologische Erinnerungs-Konstruktionen anzustellen.

Der nachfolgende Artikel über österreichische Soldaten in Finnland während des Zweiten Weltkrieges und deren Gedächtnis ist von der Überlegung inspiriert, die Interferenzen von autobiografischen Erinnerungen, kollektiven Gedächtnismustern und autonomen Kommunikationsnetzen festzustellen. Den empirischen Ausgangspunkt dieses Aufsatzes bilden narrative Interviews, die Noora Sotaniemi mit Tiroler, Salzburger, Kärntner und Wiener Veteranen über deren Kriegseinsatz in Finnland und ihre Erinnerungsbilder geführt hat. Diese Interviews sind die Grundlage ihrer Diplomarbeit über „Das Finnlandbild der österreichischen Soldaten“.² Die Gebirgsjäger, aus denen sich die deutschen Truppen im nördlichen Finnland zusammensetzten, bilden eine Traditionsgemeinschaft eigener Art; die Übergänge zu zivilen Vereinen und Aktivitäten gestalteten sich hier durchlässiger, als dies für andere Waffengattungen der Fall war.³ Interessant sind die Erinnerungen von diesem Schauplatz auch deshalb, weil sich die Aktionen hier in vielem vom „Vernichtungskrieg“ im Osten unterschieden. Sie eignen sich deshalb gut dafür, die Code-Operationen im kollektiven Gedächtnis von Wehrmachtssoldaten auf mehr Ebenen als dem der Schuldabwehr zu betrachten. Insbesondere wird es auch darum gehen, den Inhalt und die Funktionalität von affirmativen Leitbegriffen wie „Kameradschaft“ in einem weiteren Kontext zu analysieren.

Österreichische und deutsche Wehrmachtssoldaten sind selten zu Akteuren der *Oral History* geworden.⁴ Eine Ausnahme stellt etwa Hans Joachim Schröders Buch über „Die gestohlenen Jahre“ dar, der die Interviews ehemaliger deutscher Soldaten der Ostfront zu den dramatischen und grauenhaften lebensweltlichen Ereignissen mit der Genre-Literatur über den Krieg konfrontiert.⁵ Schröder hält es indes für möglich, dass das Phänomen isomorpher sprachlicher Ausdrücke bei den Kriegsteilnehmern nicht nur der Benützung etablierter Klischees geschuldet ist, sondern dass sich diese

2 Noora Sotaniemi, *Das Finnlandbild der österreichischen Soldaten, die während des Zweiten Weltkrieges in Finnland kämpften*, Diplomarbeit, Helsinki 2000.

3 Landespatritismus und Distinktion gegen andere Waffengattungen spielten eine unübersehbare Rolle; die Gebirgsjäger sahen sich als militärische Elite. Zivile Bergsteigervereine und die Aktivitäten in der Bergrettung, die entsprechend mit Fotos und Berichten in die Traditionsbildung einbezogen wurden, boten ihnen ein Übergangs-Terrain, auf dem „Kameradschaft“ und Extremsituationen zwischen Krieg und Frieden changieren konnten; vgl. *Festschrift des Vereines Gebirgstruppen-Gedenkstätte Vorarlberg anlässlich der Weihe des Ehrenmales bei der Schattenburg in Feldkirch vom 21.–23. Mai 1971*, o. O., o. J.; sowie *Die Kameradschaft*, 4 (24. Dezember 1954); 7/8 (Juli–August 1956) und 11 (November 1957).

4 Erste Arbeiten dazu liegen vor, etwa Ela Hornung, *Das Schweigen zum Sprechen bringen. Erzählformen österreichischer Soldaten in der Deutschen Wehrmacht*, in: Walter Manoschek Hg., *Die Wehrmacht im Rassenkrieg. Der Vernichtungskrieg hinter der Front*, Wien 1996, 182–205; die eben fertiggestellte Studie von Klara Löffler, *Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff*, Berlin 1999, wurde von uns noch nicht eingesehen.

5 Hans Joachim Schröder, *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Tübingen 1992.

als Topoi einer geteilten realen Erfahrung herausgebildet haben.⁶ Zuletzt befasste sich Thomas Kühne auf der Basis von Feldpostbriefen in mehreren Aufsätzen mit dem Zusammenhang von männlichen historischen Sozialisationsbedingungen und Artikulationskompetenz bei deutschen Wehrmachtssoldaten, wobei es sein Verdienst ist, die Bedeutung von Images der Virilität und der Geschlechterkonnotation der Welt für ein umfassendes Verständnis von Veteranenmentalität und Identifikation mit dem Heer hervorgehoben zu haben.⁷ Der hier vorliegende Aufsatz fokussiert nicht zuletzt wegen des – aus der Sicht einer kritischen Historiographie – weitgehend unstrukturierten und offenen Terrains auf die Interview-Protokolle und konzentriert sich vornehmlich auf die Kontextualisierung der Aussagen sowie auf skizzenhafte Ausführungen zum Narrativierungs- und Historisierungsprozess der Weltkriegserfahrungen und dessen politische Implikationen.

1. Kriegsschauplatz Finnland

Der Krieg in Finnland stellte zweifelsohne einen Sonderfall dar. Zum einen wich der politische Rahmen entschieden vom übrigen europäischen Kriegsgeschehen ab: Die konservative und deutschlandfreundliche Regierung und Armeeführung Finnlands konnte sich eine relative Selbständigkeit im Rahmen der militärischen Kollaboration – der sogenannten „Waffenbrüderschaft“ – gegen die Sowjetunion erhalten. Zwei Beispiele: Noch im Herbst 1943 verweigerte man dem deutschen Außenminister Ribbentrop den Abschluss eines formellen Bündnisvertrages und hielt mit den USA Kontakt hinsichtlich möglicher Separatfriedensschlüsse mit der Sowjetunion; und nach einem Proteststurm in der finnischen Presse stellte die Regierung die Zusammenarbeit mit Himmler bei der „Endlösung“ ein und verweigerte die Auslieferung finnischer Juden. Finnen jüdischer Herkunft kämpften sogar weiter an der sowjetischen Front. Im September 1944, nachdem die finnische Regierung und der eben zum Präsidenten gewählte General Mannerheim sich für einen „Sonderfrieden“ mit der militärisch erfolgreichen Sowjetunion entschlossen hatten, zog sich die Wehrmacht tatsächlich über Norwegen aus Finnland zurück; für den Fall eines von den Deutschen gelenkten Putsches hatten die finnischen Militärs bereits Abwehrmaßnahmen eingeleitet.⁸

6 Vgl. Schröder, Jahre, wie Anm. 5, 253f.

7 Vgl. insbes. Thomas Kühne, Kameradschaft – „das beste im Leben des Mannes“. Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive, in: Geschichte und Gesellschaft, 22 (1996), 504–529; ders., „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert, in: ders. Hg., Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1996, 174–192.

8 Vgl. hier und zum Folgenden: Jukka Tarkka, Weder Stalin noch Hitler. Finnland während des Zweiten Weltkrieges, Helsinki 1991; Operationsgebiet Östliche Ostsee und der finnisch-baltische Raum 1944. Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte, Bd. 2, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Stuttgart 1961; Jukka L. Mäkelä, Im Rücken des Feindes. Der finnische Nachrichtendienst im Krieg, Frauenfeld/Stuttgart 1967; Robert Bohn u. Jürgen Elvert Hg., Kriegsende im Norden. Vom heißen zum kalten Krieg, Stuttgart 1995.

Auch der militärische Komplex unterschied Finnland vom übrigen Europa: Im „Winterkrieg“, den die Sowjetunion nach Abschluss des Nichtangriffspaktes mit Hitler-Deutschland am 30. November 1939 gegen Finnland startete, erwies sich die finnische Taktik schnell geführter, kleiner Schläge von hoch mobilen Einheiten auch gegen einen militärisch weit überlegenen Gegner als erfolgreich. Die Sowjets gingen – nach der Abtretung Kareliens und der Verpachtung von strategisch wichtigen Inseln durch Finnland – im März 1940 auf einen Friedensschluss ein. Das ‚neutrale‘ Finnland, das seit August 1940 mit Deutschland in Geheimgesprächen stand, beteiligte sich in den ersten Tagen des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion sozusagen informell an den Kriegshandlungen, trat aber erst am 25. Juni 1941 offiziell in den Krieg ein. Die finnische Heeresführung verfolgte durchaus eigene offensive Pläne, wie die Gewinnung Ostkareliens. Sie musste aber erkennen, dass dessen Bewohner Finnland als Okkupationsmacht empfanden und ablehnten. Die deutsche Wehrmacht wiederum, die ihre operativen Ziele vor allem gegen Leningrad richtete, wurde im Gegensatz zur Theorie des beweglichen Krieges hier, in Lappland, in einen zermürenden Stellungskrieg unter extremen Bedingungen und in einem von Zivilbevölkerung weitgehend freien Gebiet gezwungen.⁹

Folgt man den literarischen Darstellungen aus späterer Zeit, so war dieser Kriegsschauplatz durch besondere Häufigkeit und Intensität von Nahkämpfen unter extremen äußeren Umständen geprägt. Am nachdrücklichsten wurden (und werden) die meteorologischen Umstände in der arktischen Zone hervorgehoben, die phasenweise mehr Tote durch Erfrierungen als durch Kampfwirkung forderten.¹⁰

2. Gespräche – Erinnerungen

Die frühesten deutschen Operationsplanungen für den Angriff gegen die Sowjetunion setzten die finnische Teilnahme an den Aktionen voraus.¹¹ Mit der Weisung Nr. 21, dem „Fall Barbarossa“, vom 18. Dezember 1940 waren die strategisch-operativen Grundsatzentscheidungen getroffen und die Position Finnlands umrissen. Die antisowjetischen Kriegsvorbereitungen rückten damit in das Stadium konkreter Planung, und es wurde für die faschistische Generalität dringlich, Kontakt mit der finnischen Seite für die Vermittlung der Operationsgrundlagen und zur Sicherstellung der Zusammenarbeit aufzunehmen.¹² In Helsinki blieb es jedoch wie bei den vorangegangenen Verhandlungen auch in diesem Fall bei mündlichen Absprachen. Die Vereinbarungen wurden zunächst durch politische Instanzen nicht offiziell bestätigt. Es ist jedoch festzuhalten, dass Finnland zur festen Bindung an Deutschland bereit war. Finnland stand an dem Platz, der ihm im „Fall Barbarossa“ zugewiesen worden war.¹³

9 Wie Anm. 8.

10 So zum Beispiel Ingomar Pust, *Tragödie der Tapferkeit. Österreicher als Soldaten im Zweiten Weltkrieg*, Wien/München 1992³.

11 Vgl. Manfred Menger, *Deutschland und Finnland im Zweiten Weltkrieg: Genesis und Scheitern einer Militärallianz*, Berlin 1988, 79; Mauno Jokipii, *Jatkosodan synty. Tutkimuksia Saksan ja Suomen sotilaallisesta yhteistyöstä 1940–41*, Keuruu 1987, 132.

12 Vgl. Menger, *Deutschland*, wie Anm. 11, 88f.

13 Vgl. Menger, *Deutschland*, wie Anm. 11, 101ff.

Am 24. August 1944 traf Finnland die Entscheidung für den Sonderfrieden mit der Sowjetunion. Vier Tage später gab Moskau die Bedingungen des Friedensvertrags bekannt: Die Finnen sollten die Beziehung zu Russland sofort und öffentlich aussprechen und von der deutschen Wehrmacht das Verlassen des Landes bis zum 15. September 1944 verlangen. Nach Ablauf der Frist waren alle in Finnland verweilenden Deutschen zu internieren.¹⁴ Dies führte zum Krieg zwischen Deutschland und Finnland, der in Finnland auch den Namen Lapplandkrieg trug.

Die politische Komplexität des Kriegsverlaufs und -endes in Finnland hat es nahegelegt, die Interviews auf den Horizont einer Imagination des Landes bei den österreichischen Kriegsteilnehmern auszurichten. Für ein geschlechtergeschichtliches Paradigma muss überdies ein zweites lokales Phänomen eine besondere Herausforderung bieten, nämlich die genuine Einrichtung der „Lottas“, der finnischen Frauen-Hilfskompanien, die in der Logistik des finnischen Heers einen elementaren Platz einnahmen.

Die Truppen der deutschen Wehrmacht am finnischen Kriegsschauplatz wurden 1941 hauptsächlich von der 2. und 3. Gebirgsdivision – zu jeweils rund 17.000 Mann – und danach bis 1944 von der 6. Gebirgsdivision gestellt, die größtenteils – schätzungsweise bis zu zwei Dritteln – aus Kärntnern, Steirern, Salzburgern, Tirolern und Vorarlbergern bestand. In den Interviews kommen zehn Männer österreichischer Herkunft zu Wort, die in den Jahren 1940 bis 1944 von der deutschen Wehrmacht in verschiedenen Orten Finnlands unterschiedlich lange eingesetzt waren.¹⁵ Die Aufenthaltsdauer variierte bei diesen Gesprächspartnern zwischen einem und dreieinhalb Jahren. Sie waren zwischen 1916 und 1925 geboren worden, das heißt während ihres Kriegseinsatzes in Finnland 17 bis 26 Jahre alt. Der militärische Rang dieser ehemaligen Wehrmachtssoldaten reichte vom Gefreiten zum Offizier, ihr Einsatzbereich erstreckte sich von der Versorgung (Hufschmied) bis zur Infanterie (Gebirgsjäger). Sie waren während dieser Zeit – bis auf einen – ledig und hatten auch keine Kinder.

Finnland war den Interviewten vor dem Kriegseinsatz in der Regel so gut wie unbekannt. Ihre Vorkenntnisse beruhten hauptsächlich auf dem, was im Schulunterricht vermittelt wurde. Die Gesprächspartner kannten die ungefähre geographische Lage irgendwo im Norden. Teilweise verbanden sie mit dem Namen Finnlands die vielen Seen und Wälder sowie die geringe Bevölkerungszahl. Von finnischen Berühmtheiten wurde der Läufer Paavo Nurmi als einziger bekannter Finne vor dem Kriegseinsatz erwähnt. Neben dem Schulunterricht fungierte die Propaganda-Literatur der deutschen Wehrmacht als die wichtigste Informationsquelle über Finnland. Die bekanntesten Schriften waren „Waffenbruder Finnland“ und „Das ist Suomi. Finnland in Bild und Wort“.¹⁶ Auch die Frontzeitung „Lappland Kurier“ war den meisten Gesprächspartnern bekannt.

14 Vgl. Tuomo Polvinen, *Suomi kansainvälisessä politiikassa II: 1944*. Teheranista Jaltaan, Juva 1980, 95f und 102ff.

15 Für den vorliegenden Artikel wurden die Interviews anonymisiert und aus dem narrativen Kontext gelöst, den sie in der Diplomarbeit von Noora Sotaniemi haben. Die Daten zu den Interviewten finden sich ebendort: Sotaniemi, *Finnlandbild*, wie Anm. 2.

16 *Waffenbruder Finnland*. Ein Buch für die deutschen Soldaten in Finnland, Helsinki 1942; Maja Suova Hg., *Das ist Suomi. Finnland in Bild und Wort*, Porvoo o. J.

Als eine weitere wichtige Quelle stellten sich die Gerüchte heraus, die unter den Soldaten, die an der vorangehenden Besetzung Norwegens teilgenommen hatten, umgingen. Diese Gerüchte wurden unter anderem von Fronturlaubern, die über Finnland reisten, verbreitet. Wie stets bewegten sich die Gerüchte auf unterschiedlichem, affirmativem oder kritischem, Niveau. Während beispielsweise ein Gesprächspartner von Sympathiebezeugungen der finnischen Bevölkerung berichtet,¹⁷ erzählt ein anderer bereits von den frühen Warnungen vor der extremen Kälte:

Nachher habe ich immer gedacht – persönlich – hoffentlich komme ich nie da hinauf, da es so kalt war, weil es geheißt hat: die verwundeten Soldaten sind alle gestorben durch die große Kälte. Wer verwundet worden ist, der ist einfach gestorben. Die Kälte hat den einfach kaputt gemacht. Verstehen Sie mich? Und wir haben gedacht, hoffentlich kommen wir nie da hinauf. Aber trotzdem sind wir hinauf gekommen.

Die euphemistische Kameradschafts-Literatur über den Krieg in Finnland steckt voller Bizarrerien. Ingomar Pust geht in „Tragödie der Tapferkeit“ so weit, die militärische Führung indirekt für eine Unzahl von vermeidbaren Verstümmelungen verantwortlich zu machen. Erfrierungen, eine Folge der arktischen Temperaturen und der schlechten Ausrüstung, wurden in der ersten Zeit als „Selbstbeschädigung“ geahndet und drakonisch bestraft, sodass viele es nicht mehr wagten, sich bei ersten Anzeichen von Erfrierungen krank zu melden. Unbestimmt spricht auch die weiter unten genannte Festschrift des Vorarlberger Gebirgsjägervereins von unangemessenen Opfern, die zulasten der militärischen Führung gingen.¹⁸ Aus der erzählbaren Erinnerung sind solche dominanten Charakterisierungen des Kriegshorrors verbannt. Nicht unerheblich dafür scheint das Muster der Verräumlichung der Erfahrung als Reise und Passage zu sein, die den Krieg als schicksalhaftes Abenteuer und als Odyssee erscheinen lassen. Auch der reale Verlauf lässt sich so als dramatisierte Annäherung an einen Ort erfassen, der als Kampfraum total – und damit nicht mehr repräsentierbar – ist. Nach Finnland kamen die deutschen Wehrmachtsoldaten entweder über Norwegen oder mit dem Schiff. Von den zehn befragten Informanten kamen vier auf der erstgenannten Route und sechs auf dem Seeweg nach Finnland. Ihre Landungsstellen waren Turku, Vaasa und Kemi. Die Reise in Richtung der nördlich gelegenen Einsatzstellen wurde üblicherweise zuerst mit dem Zug bis Rovaniemi beziehungsweise Kemijärvi, dann mit dem Bus fortgesetzt und ging zum Schluss zu Fuß bis zum Zielpunkt weiter. Eine Erzählung lautete wie folgt:

Und dann sind wir endlich gelandet und da haben wir gelesen: Vaasa. Vaasa. Das ist eine Küstenstadt, Vaasa. Und da sind die ersten darauf gekommen, dass es – dass es nördlich ist, das haben wir ja gesehen, und da haben wir erst gewusst, das muss irgendwo in Finnland sein, Vaasa. Kein Mensch von uns hat Vaasa gekannt. Da sind wir dann in einen Zug

17 Von solchen positiven Vorstellungen erlangten vor allem jene bezüglich der Einstellung der Finnen zu den Deutschen Bedeutung, da sie als Kontrast zur ablehnenden Haltung der norwegischen Bevölkerung aufgefasst werden konnte, welche die Deutschen als Eroberer betrachtete.

18 Vgl. Pust, *Tragödie*, wie Anm. 10, 77f; *Festschrift*, wie Anm. 3. Wenn man wollte, so könnte man der voluminösen Publikation zu diesem Anlass auch kritische Stellungnahmen zu Hitlers Kriegsführung entnehmen. So war davon die Rede, dass die 2. und 3. Gebirgsdivision schon nach drei Monaten „körperlich und seelisch am Ende“ gewesen, und dass die 2. Gebirgsdivision später an der Westfront „verheizt“ worden sei.

verfrachtet worden, in einen normalen Zug, wir sind gefahren, gefahren, gefahren. Und irgendwer hat da schon was Spitz gekriegt, dann haben wir hinaus geschaut, und dann sind wir bei einer Tafel vorbeigefahren, da stand Polarkreis. Also, das war für uns Jungen: Was machen wir am Polarkreis? Dann ging es noch ein Stück weiter, dann kam Rovaniemi. Das war die Hauptstadt von Lappland, das wussten wir damals auch nicht, das war nur ein kleines Hüttendorf praktisch damals. Dann sind wir wieder umgestiegen in einen Zug, das war bereits der Lapplandexpress dann, [stand] kurz darauf. Das war ja für uns mehr eine Hetz, weil da sind die Ersten ausgestiegen und haben da in dem Moos Blumen gepflückt und sind hinten wieder eingestiegen, so ist der eben gefahren mit uns. Das ist endlos dahingegangen, wir haben ja gerade gesprochen davon, und da sind wir dann eingeschlafen. Es waren lauter Viehwagen schon – kein normaler Zug mehr – in dem Lapplandexpress. Da haben wir so geschlummert und geschlafen beim Fahren. Und dann ist der Zug stehen geblieben, und es war schon hell, da haben wir die Türen aufgemacht und da standen wir mitten in einem Wald. Das war einmal ein Wald. Der war total verbrannt, nur mehr schwarze Stümpfe und darüber sind zerschossene Stahlhelme auf den Stümpfen gestanden. Und dann haben wir die Tür aufgemacht, und da ist mir eingefallen, heute ist der 10. Juli, mein Geburtstag. Mein neunzehnter Geburtstag. Dann sind wir ausgestiegen, mussten unser Gepäck nehmen, einen Riesenrucksack, Gebirgsjägerrucksack. Hinten einen Rucksack, vorne eine Riesenwäschesetasche, die Gasmaske, Stahlhelme, Gewehr, Gepäck und sind 12 km durch diesen Wald marschiert zu ein paar Baracken, und dort sind wir an unserem Ziel dann.

Die militärischen Transporte, die teilweise durch das ganze Land führten, zielten eher auf eine schnelle Erreichung des Zieles und boten den Soldaten kaum eine Möglichkeit, in dichter bewohnten Gebieten zu verweilen. Die Landschaft, die den Soldaten begegnete, erschien ihnen hoffnungslos und karg. Die Kälte und der Schnee verstärkten ihrerseits die Eindrücke eines unmenschlichen und unerträglichen Ortes. Die unmittelbare Nähe der Feinde und die Unsicherheit über die Zukunft erhöhten den deprimierenden Eindruck.

Der Schauplatz präsentierte eine geradezu theatrale Natur. Nordlichter, Mitternachtssonne, Seen, Sümpfe und Wälder dominieren in der erinnernden Beschreibung. Zwei Gesprächspartner betonten den schnellen Wechsel vom Sommer zum Winter in Finnland, der jede alpine Erfahrung überschritt. Einer davon meinte: „Und was mich fasziniert hat: das Eis war binnen zwei, drei Tage zugefroren, aber auch in zwei bis drei Tage wieder auf im Frühjahr, also auf einmal war das Eis sofort weg. Da geht so schnell alles. Der Tag nimmt schnell zu und nimmt schnell ab, das ist schon eigenartig ...“

In der Darstellung des Vorarlberger Journalisten Karl Ruef,¹⁹ der zum autodidaktischen Historiographen der Gebirgsjäger geworden ist, kehren die Natur und die meteorologischen Abweichungen wieder zentral, beinahe atavistisch, in das Kriegsfeld zurück. Die Magnetfelder destruierten den Funkverkehr, und vermeintliche Flüsse entpuppten sich als tückische Fjorde, die bei Flut in kürzester Zeit anschwellen. Die Gesprächspartner nannten besonders häufig die Mückenplage, die den Sommer beherrschte. Des Weiteren wurde die finnische Natur mit folgenden negativen Charakteristika beschrieben: „zu flach“, „eintönig“ und „langweilig“, teilweise auch „melancholisch“ und „deprimierend“: „... die [Landschaft] war für mich deprimierend: diese ewige Ruhe und Eintönigkeit, die Mitternachtssonne, das Nordlicht, das war seelisch schwer zu verkraften.“

19 Karl Ruef, *Odyssee einer Gebirgsdivision. Die 3. Geb. Div. im Einsatz*, Graz/Stuttgart 1976, 130f.

Dokumentenbasierte Rekonstruktion – wie die von Ruef – und biografische Erzählung gehen in der Nachhaltigkeit der Beschreibung der meteorologischen Phänomene ineinander über. Andererseits war der Kriegs-Raum aber schon durch einen imaginären Abenteuer-Raum antizipiert worden: So hieß es etwa in der Zeitschrift der Hitler-Jugend für Tirol und Vorarlberg im Jahr 1943 mit offenkundiger Referenz auf Lektüren wie Karl May oder James F. Cooper, die Wehrmachtssoldaten führten in Finnland „... unser[en] indianerhaften Krieg im undurchdringlichen Urwald Nordkareliens“.²⁰

In der Literatur bleibt das Verhältnis zu den Finninnen und Finnen weitgehend ausgespart und dem „Raum“ kommt absolute Beobachtungspriorität zu. Hier korrigieren die Interviews nicht unerheblich. Das bereits angeführte Sonderverhältnis zwischen NS-Deutschland und Finnland prägte die Einstellung zur finnischen Bevölkerung. Diese Beziehung bezeichneten die Interviewten durchwegs mit „gut“, „partnerschaftlich“, und „erstklassig“. Neben den Stereotypen, die sich vor allem rund um den Umgang der Finnen mit Alkohol ausbildeten, sind im Zusammenhang mit der spezifischen virilen Ideologie der Soldatengemeinschaften zwei Erfahrungswelten von Interesse: der Kontakt mit den finnischen Soldaten, die eine Einzelkämpfertaktik anwandten, und die Begegnung mit den „Lottas“, den Frauen-Freiwilligen im finnischen Heer, die knapp hinter der Front agierten. Zuerst zu den finnischen Soldaten:

Von den finnischen Soldaten haben wir gelernt, uns im Gelände zu bewegen, in diesem nördlichen Gelände zu bewegen. Die Finnen sind im Durchschnitt bessere Schiläufer gewesen als wir und haben sich im Gelände viel leichter zurecht gefunden als wir. Zum Beispiel das Feuer machen, war für uns eine Schwierigkeit. Wir haben immer versucht, wenn wir im Gelände waren auf einem Spähtrupp oder so, trockenes Holz zu finden, um Feuer zu machen. Und die Finnen haben uns gezeigt, dass man mit Birken ohne Schwierigkeiten ein Feuer machen kann. Und ein Feuer, das nicht so raucht. Und das war so eine Hilfe. Oder das Übernachten, wir waren für einen arktischen Krieg nicht ausgerüstet, und für die Finnen ist der Winter ja von vornherein etwas anderes als für uns. Da haben wir viel lernen können, wie wir auf einem Spähtrupp waren, wo man viel unterwegs ist, und wo man übernachten kann. So haben wir alle die Dinge, die man als Trapper zum Überleben in der Wildnis braucht, von den Finnen leichter lernen können, als wir uns sonst selbst hätten beibringen können.

Die zweite in den Interviewtexten vorkommende Eigenschaft des finnischen Soldaten ist seine – angebliche – Brutalität und Härte. Diese Brutalität der finnischen Soldaten kam meistens in Erzählungen vor, in denen berichtet wurde, wie sie die russischen Soldaten behandelten: „Die haben sich ihren Puukko [das traditionelle finnische Messer] genommen, ein Knäckebrötchen eingesteckt, auf die Schier gestiegen und waren weg, nach zwei Tagen sind sie wieder zurückgekommen, aber dort hat kein Russe mehr gelebt, wo die hingefahren sind.“

In solchen Aussagen dürfen wir aber teils wieder virulente vorgängige literarische Gestaltungen auftreten sehen, die mit dem „indianischen Krieg“ assoziiert werden können, ebenso wie sie im Grunde den modernen – technologischen und imperialistischen – Krieg als prolongiertes Duell imaginierbar und damit „erfahrbar“ machten.

Die „Lottas“, die Mitarbeiterinnen der finnischen Frauenhilfsorganisation, waren fast allen Informanten bekannt. Sie lernten diese Frauen als Sanitäterinnen oder Funkerin-

20 Kameradschaftsdienst. Gebiet Tirol – Vorarlberg, Jg. 1943, Dez. 1943.

nen oder als Hilfwillige für die finnische Armee kennen. Einige Gesprächspartner erinnerten sich anerkennend, dass die „Lottas“ bis an der vordersten Kampflinie eingesetzt waren. Dies hat in ihnen offenbar Hochachtung erzeugt.

Die Mädchen, die Lottas. Unsere Blitzmädchen ... zwei Mädchen haben sich so große Kanister [mit Kaffee] am Rücken geschnallt, sind auf die Schier gestiegen im Winter, sind mit den Kanistern vorgefahren zu ihren Soldaten, haben denen vorn das Gewehr genommen, der hat derweil Kaffee getrunken, und die Lotta hat derweil weitergeschossen auf die Russen. Das waren die Lottas.

Von den Informanten, die mehr Kontakte zu finnischen Frauen hatten, wurden sie üblicherweise als ziemlich stark, emanzipiert und selbstbewusst dargestellt, als Frauen, die sich nicht leicht unterordnen. Dieser Vorstellung wird allerdings zur Entlastung eine männliche Ironie entgegengestellt, die die Machtproportionen symbolisch wieder aufrichtet: „Besonders die finnischen Frauen sind sehr selbstbewusst. Die werden sich sicher nicht unterordnen, glaube ich, [es] sei denn, dann kommt ein Österreicher und heiratet eine, dann wird sie sich unterordnen müssen.“ Und in einem anderen Interview heißt es:

Ja also, diese blonden hübschen Mädchen, ich hätte mir sofort eine mitgenommen. Nur hatte ich zu wenig Kontakt mit ihnen, weil wir waren ja praktisch in einer Ecke so vergraben da, wenn Sie gehört haben Alakurtti, das geht von Nurmi weiter noch rein nach Alakurtti, Kandalakscha. Das war so eine tote Ecke, also in punkto Zivilbevölkerung, Soldaten waren genug dort. Aber die finnischen Frauen, hätte ich mir sofort, ungeschaut eine mitgenommen. Das würde ich heute noch behaupten, die waren wirklich prima.

Andere Gesprächspartner zeigten sich allerdings auch in der Erinnerung noch irritiert davon, dass die finnischen Frauen Messer trugen und, so wurde dies jedenfalls interpretiert, auch nicht davor zurückschrecken, diese gegen Männer einzusetzen. Ein Interviewpartner erzählt vom starken Eindruck, den ihm die egalitäre Behandlung der verwundeten finnischen Soldaten durch die Lottas gemacht hat – im Gegensatz zur unterschiedlichen Behandlung, die Offiziere und Mannschaften je nach Dienstgrad bei den Deutschen erfahren haben.²¹ Allerdings gehen die Erinnerung stark auseinander: Einige meinen, es habe überhaupt keinen persönlichen Kontakt mit den Lottas gegeben, andere erzählen von Beziehungen, die sogar – nach Kriegsende – zu Ehen von Finninnen und Österreichern geführt haben.

Für die kritische Literatur zum Kriegsalltag stellte die Brutalität der deutschen Soldaten insbesondere an den östlichen Frontabschnitten ein paradigmatisches Problem dar. Ideologische Manipulation, die nach 1933 neu aufgestellten und NS-erhebenden Offizierskader, sowie die psychische Depravierung der Soldaten werden als ursächlich dafür genannt.²² Es wäre nun zu erwarten gewesen, dass sich unter den

21 Solche seltenen Stellen geben Aufschluss über das Potenzial einer noch weitgehend ungeschriebenen Alltagsgeschichte des Krieges, womit unter Umständen die kollektive Formierung der virilen (militärgeschichtlichen) Heroengeschichte aufgesprengt werden kann; vgl. Thomas Kühne, Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg und die „ganz normalen“ Deutschen. Forschungsprobleme und Forschungstendenzen der Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkrieges. Erster Teil, in: Archiv für Sozialgeschichte, 39 (1999), 580–662.

22 Vgl. Kühne, Vernichtungskrieg, wie Anm. 21, 598.

ehemaligen Wehrmachtssoldaten die Einstellung zu den Finnen nach der Wende Finnlands gegen die Deutschen von 1944 gravierend verändert hat. Aus den Interviews geht jedoch hervor, dass dies nicht der Fall war. In der Regel stößt die finnische Entscheidung auf Verständnis: Die Finnen betrachteten die deutsche Seite als Verlierer und versuchten ihr Land zu retten: „Es hätte für sie keinen Sinn mehr gehabt. 1944 im Oktober war praktisch der Krieg schon längst verloren. Damals war Mannerheim derjenige, der gesagt hat, es nützt uns nichts. Es war reiner Selbsterhaltungstrieb. Gar nichts anderes.“

Der Krieg zwischen den ehemaligen „Waffenbrüdern“ wird von einzelnen Gesprächspartnern allerdings als das Schlimmste bezeichnet, was sie während des Aufenthalts in Finnland erlebten. „Also, das Schlimmste war das, dass wir zum Kriegsende untereinander Gegner waren. Das war schlimm, und ich glaube nicht, von Soldaten beider Seiten gewollt. Das war das Schlimmste, dass man auf den ehemaligen Waffenbruder hat schießen müssen. Das war das Schlimmste ...“ In den Erinnerungen wird der finnischen Wende gegen die Deutschen allerdings ein stummes Abkommen zur Seite gestellt. Demnach erleichterten die Finnen den Deutschen den Rückzug durch Vorwarnungen vor kommenden Angriffen. Die ehemaligen Soldaten betonten, dass sich der Krieg zwischen den Deutschen und den Finnen grundsätzlich in fairer Form abspielte:

Was ich weiß, so weit ich informiert worden bin, ich war nicht überall dort, haben die Finnen Verbindungsleute gehabt. Die haben den Deutschen gesagt: „Pass auf, wir müssen morgen da angreifen. Wir machen zuerst einen Beschuss. Räumt's die Stellung und geht's. Dann passiert nichts.“ Und das ist öfters passiert so.

Ein Rekurs auf Modelle der Selbstwahrnehmung von Soldatengemeinschaften legt es allerdings auch nahe, hier von der nachhaltigen Fiktion der „Kameradschaft“ auszugehen, die nunmehr, angesichts der absehbaren Niederlage, die Exklusivität des eigenen militärischen Korps' abgestreift hatte und sich auf ein generelles Soldatentum erweiterte, das eher in der Dichotomie von „oben“ und „unten“ gefasst werden kann.²³ Damit kommen wir zum Komplex der Überschreibung von Erfahrung – im wörtlichen und im metaphorischen Sinn.

3. Intermezzo

1971 errichtete der „Verein Gebirgstruppen-Gedenkstätte Vorarlberg“ ein Ehrenmal bei der Schattenburg in Feldkirch, gleichzeitig erschien die schon erwähnte Festschrift des Vereines.²⁴ Bei den „Kameraden“, die den Anstoß dazu gegeben hatten, handelte es sich zu großen Teilen auch um Teilnehmer am Finnland-Krieg. Nachdem die Salzburger schon 1967 ein eigenes Gebirgsjäger-Denkmal errichtet hatten, kam hier definitiv eine landesseparatistische, landespatriotische Differenz zum Ausdruck, die sich in der betonten korporativen Abgrenzung der Gebirgsjäger zu den anderen Waffengattun-

²³ Vgl. Kühne, Kameradschaft, wie Anm. 7, insbes. 516.

²⁴ Festschrift, wie Anm. 3.

gen, die gleichfalls vorgenommen wurde, verstärkte. Der Krieg in Finnland war eine Episode, ein Ereignis, das sich als Repräsentation einer universellen Tugend, nämlich der Opferung für die – imaginäre, arbiträre – eigene Gemeinschaft, jeder konkreten Deutung entziehen sollte. Es gibt kein Angebot einer kohärenten Geschichte dieses Krieges und der Erfahrungen, die darin gemacht worden sind. Wohl aber eine Disposition: die Erde, die Frau und der Mann. Mann sein – wir fassen den Festschrift-Beitrag eines Dr. Fischer zusammen – bedeutete, dem Welten-Schicksal ausgesetzt zu sein, am eigenen Leibe Extremes zu erleiden, um durch diese Opfer jene Reinheit des Charakters und Klarheit des Urteils zu erwerben, die ihm ein Recht auf die Heimat und die Mutter verleihen. „Solche Männer braucht unser Volk“, hieß es hier, und weiter: „Männer, die sich im Sturm bewährt und gelernt haben, am Steuer auszuhalten, die kein Schicksalsschlag mehr mutlos machen oder gar beugen kann.“²⁵

4. Konstruktionen einer Tradition

Für keinen der interviewten ehemaligen Wehrmachtssoldaten scheint es problematisch zu sein, sich in eine Tradition des Krieges zu stellen. Schrecken oder Scham sind kein Kommunikationsinhalt – oder werden (in Texten) durch kaleidoskopische Repräsentationstechniken gebannt,²⁶ die Erscheinung der militanten finnischen Frauen bleibt an einen Exotismus rückgebunden. Essentiell für die Kommunikationsfähigkeit scheint zu sein, dass die Komplexität der individuellen Erfahrung, die oftmals von Traumata durchsetzt ist, in kollektiven Erzählmustern aufgelöst und auf Metaphern wie jene der Kameradschaft reduziert wird.²⁷ Wir wollen uns im Folgenden die Fragen stellen, wann diese Traditionsbildung plausiblerweise hat beginnen können, wer sie betrieben hat, was ihre Formen waren, welcher Sprache sie sich bedienten und was ihre politischen Konsequenzen gewesen sein mochten. Die Festlegung eines Zeitpunktes, ab dem so etwas wie eine Historisierung des Zweiten Weltkrieges hat beginnen können, ist zumindest von hohem heuristischem Wert. Dieser Blick eröffnet uns am Beispiel der Zeitschrift der österreichischen Kameradschaftsbünde eine andere Weise der Lektüre von Quellen historisch-politischen Mischtyps. Erstmals 1954 erschienen, offerierte „Die Kameradschaft“ ihren Lesern den Krieg als Aktualität, wenn auch in verschiedenen Verformungen. An erster Stelle wären hier die Service-Funktionen zu nennen, insbe-

25 Festschrift, wie Anm. 3, 50.

26 Zum Beispiel Pust, Tragödie, wie Anm. 10; Pusts Buch, das auf eine befremdliche Art die Sowjets dehumanisiert, aber gleichzeitig auch die deutsche militärische Führung kritisiert, deutet stilistisch – durch die arbiträre Montage von Alltagsgeschichten und Kampfkolportagen bei gleichzeitig intensivem Recycling der Bücher Ruefs und anderer – auf einen fortschreitenden Zerfallsprozess militärischer Erinnerung hin.

27 Den Anstoß zu dieser Überlegung liefert die literarische Tradition selbst: Auf erste strikt lineare Kampfbeschreibungen, wie sie in den Zeit- und Festschriften der Veteranen zu finden sind, folgt in einer zweiten Phase, die bereits auf eine geschichtliche Grenzziehung hinweist, die Integration von Partikeln eines nicht-heroischen Soldaten-Alltags; allerdings kündigt sich darin bereits – formal – ein Zerfallsprozess an, der im Vordringen von skurrilen Anekdoten und der immer stärkeren Dekontextualisierung der Kategorien zum Ausdruck kommt.

sondere die Suchdienstmeldungen, die sowohl durch ihren Gegenstand wie durch die sprachlich redundanten Formeln über die Jahre hinweg den imaginären Zusammenhalt der Truppe gewährleisten mussten. In ähnlicher Weise mochten die Bilder und Berichte über gesuchte Kriegsgefangene wirken, die nicht zuletzt durch das militärisch-protokollhafte des Textes die Erinnerung an Orte, Ereignisse und Personen des eigenen Kriegseinsatzes evozieren mussten.²⁸ Mit der eigenen Repräsentation konfrontierten schließlich auch Bilder und Berichte über Kriegsversehrte, die diese jedoch signifikanterweise bei der Bewältigung ihres Schicksals, etwa anlässlich von sportlichen Leistungsbeweisen, zeigten. In diesen Textsorten entsteht das aktuelle Bild eines kollektiven soldatischen Körpers, bildlich – unterstützt durch Uniformen, Haartracht, Abzeichen – wie sprachlich – durch Rangbezeichnungen, Leistungsbeschreibungen, Homogenisierung des Geschicks entlang wiederkehrender topographischer und militär-technischer Beschreibungen.

Während sich über die genannten Aspekte eine aktuelle Identitäts-Wahl aufzutut beziehungsweise ein Festhalten an einer – kontingenten – Identität, eröffnet sich über die objektivierte gesellschaftliche Position der Kriegsteilnehmer so etwas wie eine aktuelle Zwangsgemeinschaft. In zwei Materien kommt dies besonders deutlich und beharrlich zum Ausdruck: zum einen im Opferfürsorgegesetz, das auch die rechtlichen Ansprüche der Kriegsteilnehmer regelt, und zum anderen in der sozialrechtlichen Behandlung des Kriegseinsatzes. Beide emergenten Phänomene des Sozialrechtes differenzieren die ehemaligen Soldaten als spezifisches Kollektiv gegen die zivile Gesellschaft aus. Insbesondere die Einbeziehung und Berechnung der gehalts- und versicherungstechnisch relevanten Monate und Jahre im Kriegsdienst stellen in der Nachkriegsgesellschaft – die sonstigen Komplikationen im Verhältnis von Zivilgesellschaft und „Heimkehrern“ dahingestellt – ein potentielles Konfliktfeld dar, aktualisieren also die ‚Gemeinschaft‘ der Veteranen als Sondergruppe der Gesellschaft und als Lobby.

Schließlich liefert das Weltgeschehen demjenigen, der in der imaginären Gemeinschaft der Kriegsteilnehmer verfangen ist, unablässig Beweise dafür, dass der Krieg 1945 nur eine vorübergehende Unterbrechung erfahren hat. So dominieren in der Zeitschrift „Kameradschaft“ Bilder und Berichte über den real existierenden Kalten Krieg und über die Atombombe, die sich zum ultimativen Zeichen der Kultur entwickelt hat. Der Kalte Krieg sollte dabei nicht nur als negatives Integrationsinstrument für die Kriegsteilnehmer im Sinne einer Rechtfertigung nationalsozialistisch-imperialer Ideologie gesehen werden, namentlich für jene, die an den sowjetischen Fronten gekämpft hatten. Der Kalte Krieg stellte vielmehr auch ein aktuelles Terrain tagespolitischer Verhandlungen zwischen den österreichischen Großparteien und den politisch skepti-

28 Erlebnisberichte strebten meist mimetische Formen an. Exemplarisch dafür ist ein Bericht über den Rückzug vom Eismeer und die Überquerung des Petsamjokkis unter sowjetischem Beschuss. Der Text suggeriert durch kurze Sätze ohne Prädikat das rein reaktive Handeln: sich überlagernde Gedankensplitter in einem inneren Monolog vermitteln die tendenzielle Auflösung des Ichs im Kampf, dichtester Einsatz von Interpunktion spricht von der Interferenz von Befehlen, blinder Aktion, Momenten der Überlegung, kurz von einer Situation zwischen mechanischen Abläufen in einer Maschine und Panik, vgl. Die Kameradschaft, 7/8 (Juli–August 1957).

schen „Heimkehrern“ dar. ÖVP-Staatssekretär Graf verstand es, die Emotionen gegenüber den Besatzungsmächten mit antikommunistischen Argumenten und moralischer Aufwertung der Wehrmachts-Veteranen zu verknüpfen, wenn er anlässlich einer Fahnenweihe im September 1954 formulierte: „Warum beschuldigt man das Lamm Österreich, den kommunistischen Bären fressen zu wollen? Jene, die gegen uns Klage erheben, glauben selbst nicht eine Minute lang an die Echtheit ihrer Beschuldigungen. Sie mögen überzeugt sein, daß wir ihr Spiel durchschauen und auf der Hut sein werden, damit jene Kameraden, die vor uns Fahnenträger für Österreichs [sic!] Recht und Ehre waren, nicht umsonst gestorben sind.“²⁹

Grafs Rede, die sich gegen die Einwände der Sowjets (und der KPÖ) bei der Gründung von Kameradschaftsverbänden der Wehrmachtsangehörigen richtete, lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Aspekt, den die zuvor genannten Aktualisierungen der „Kriegsgemeinschaft“ und die zunehmende Zahl von Veteranen-Bällen, Veteranen-Festen und Veteranen-Reisen nicht vollständig ersetzen hatten können, nämlich die Traditionsbildung durch kontinuierliche vereinsmäßige Aktivitäten. Die Anwesenheit der Sowjets scheint zunächst die Gründung solcher Traditionsverbände, die stets auch als Anzeichen der beginnenden Historisierung gelten dürfen, blockiert zu haben.³⁰ Es ist bemerkenswert, dass exakt mit dem Herbst 1955 eine Gründungsära begann, die der Repräsentation der ehemaligen Wehrmachtssoldaten, und bald sogar derjenigen der Waffen-SS diente; schon 1956 erhielt die Waffen-SS eine eigene, betont ideologisch gehaltene Seite in der „Kameradschaft“. Im Rahmen dieses Artikels soll von der Vielzahl der Vereine bloß die Gründung der „Arbeitsgemeinschaft der ehemaligen Edelweißträger“, das heißt der – unter anderem auch in Finnland eingesetzten – Gebirgsjäger, allerdings zunächst ohne Vorarlberger Zweigverein, angeführt werden.³¹ Parallel dazu entstand relativ rasch eine kleine Erinnerungs-Industrie, die mit Lichtbildervorträgen über Schlachtenorte, mit Kriegstourismus und Geschenksgrafiken – wie etwa „Weihnacht in Lappland“ (Ralf Eck) – hervortrat. Mit dem Aufschwung der Traditionsbildung festigten sich auch die Kontakte zur katholischen Kirche, die ihre Sakralisierungs-Technologie für die Errichtung und Weihe von Denkmälern und die Abhaltung von Gedenkfeiern zur Verfügung stellte.

Es dürfte kein hohes Risiko sein, das Jahr 1955 als Wendepunkt hin zur Historisierung des Zweiten Weltkrieges aufzufassen. Historisierung bedeutet allerdings: Sinn- und Formsetzung, Gestaltung einer Figur des Krieges, die kollektive Bestätigung finden muss. In diesem Sinn kommen den ersten Verschriftlichungen und ihrer Textualität ausschlaggebende Bedeutung zu. Für die österreichischen Veteranen des finnischen Kriegsschauplatzes stellen die Bücher von Karl Ruef über „Gebirgsjäger zwischen Kreta und Murmansk“ – erschienen ohne Jahresangabe Ende der 60er Jahre – und „Odyssee einer Gebirgsdivision“ aus dem Jahr 1976 die Monumente dar, auf denen ihre kollektive Identität aufbaut. Ruef, ein Vorarlberger Sportjournalist und Kriegsteil-

29 Die Kameradschaft, 1 (5. September 1954).

30 Auch die Zeitschrift „Kameradschaft“ hieß letztlich „Unpolitisches Mitteilungsblatt für ehemalige (!) Kriegsteilnehmer“.

31 Die Kameradschaft, 8 (September 1955); 1956 wurde dann der „Bundesverband der Kameradschaft vom Edelweiß“ gegründet.

nehmer, startete sein Unternehmen spätestens im Sommer 1955 mit einem Aufruf zur Überlassung von Bildmaterial in der „Kameradschaft“. Erste Publikationen, die so wie die beiden Bücher Ruefs auf einer erklecklichen Zahl von persönlichen Berichten beruhen, folgten noch in den 50er Jahren, und Ruefs Texte prägen auch die Festschrift des Vereins zur Errichtung einer Gebirgstruppen-Gedenkstätte in Feldkirch, die 1971 eröffnet wurde und deren Geschichte, namentlich die Kombination von landespatriotischer und ständischer Identitätsversicherung, die innere Differenzierung der Veteranenkulte veranschaulicht.³²

Die Bücher Ruefs sind von einem kritischen Ton getragen gegenüber der Strategie der deutschen Militärführung und deren mangelnder Sorge um die Mannschaften. Ausrüstung und Taktik, so lautet die explizite Botschaft, waren für die Bedingungen des arktischen Kampfraums inadäquat. Die Textstruktur selbst dementiert allerdings konstant diese Aussage, die sich mit Traditionsbildung naturgemäß nicht verträgt, sondern auf einen radikalen Anti-Militarismus – wie unter einem Teil der Soldaten nach dem Ersten Weltkrieg – hätte hinauslaufen müssen. Die literarische Form nimmt also die Aussage zurück, indem sie die Kohärenzgebote einer Diskursproduktion durch die Collagierungstechniken der Kiosk-Literatur ersetzt. Ruefs Texte dehnen sich – so wie der Großteil der Kriegs-Literatur, die sich an Traditionsverbände adressiert – entlang fiktiver Situationsschilderungen und innerer Monologe aus, in deren Konstruktion eine Vielzahl von Sprachen einfließt, um ‚authentisch‘ zu wirken.³³ Mit der „Vielzahl von Sprachen“ ist der parallele Einsatz von militärischen Protokollsätzen, geographisch-topographischen Technizismen, lebensweltlichen Sprachformen (Dialekte) und Diskurspartikeln – beispielsweise zeitgenössische Kommentare aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ und militärwissenschaftliche Publikationen der Alliierten – gemeint. Die unterschiedlichen Sprachfragmente werden wiederum in einem kaleidoskopischen Stil kombiniert, der sich auf eine lineare chronographische Struktur abstützt und damit den Mangel einer Erzählstruktur überdeckt. In dieser genremäßigen hybriden Darstellung steckt kommunikationstechnisch allerdings ein erhebliches Potential. Autor und Leser

32 Karl Ruef, *Gebirgsjäger zwischen Kreta und Murmansk. Die Schicksale der 6. Gebirgsdivision. Ein Gedenkbuch*, Graz/Stuttgart o. J.; Ruef, *Odyssee*, wie Anm. 19; Festschrift wie Anm. 3. Die Absetzung der Vorarlberger von den anderen Landesverbänden, der Gebirgstruppen von den anderen Heeresteilen sowie die Rückführung auf die habsburgischen Kaiserjäger und -schützen wurde hier demonstrativ herausgestellt.

33 Ruef setzt beispielsweise bewusst die landessprachlichen Idiome ein, um die Mentalität der Vorarlberger, Kärntner etc. zu repräsentieren. Dagegen schneidet er technische Angaben über Gefechts Höhen, Waffensysteme etc., dann Lageberichte und vieles anderes mehr. Die Texte entfalten sich erst voll in ihrer Synopse. Eine Probe der kalkulierten Verschmelzung divergenter Stile im Sinne einer „hohen“ und authentischen Berichterstattung liefert beispielsweise die „Kameradschaft“, 7/8 (1957), über den „Rückzug vom Eismeer“, wo es heißt: „Der Haufen schmilzt zusammen wie die Munition. Noch stärker sind die Ausfälle der Sowjets. „Wer schwimmen kann, rette sich über den Petsamofjord, wir decken euch!“, ruft der Major. Gebirgsjäger, die ihre letzte Munition verschossen haben, springen ans Ufer. 600 m eiskaltes Wasser! Aber drüben ist Rettung, ein neues Ufer! Die Bergschuhe sind schwer und das Wasser in den Taschen der Anoraks zieht in die Tiefe! Die Schar wird kleiner. Major R. beobachtet diesen letzten Kampf seiner Männer ums Leben. Dies ist nicht der Sinn seines Kampfes hier und jetzt entläßt er keinen Mann. Solange man kämpft, kann man hoffen! Da trifft den Kommandeur ein Geschoß am Kopf und schlägt ihn zu Boden ...“

suggestieren sich selbst eine außerordentliche kommunikative Kompetenz, die in der Beherrschung komplexer Codes besteht. Durch die Hereinnahme des sprachlich kollektivierten Körpers des ‚Jägers‘ – garantiert durch die Beschreibungen der Kämpfe als Duellsituationen – wird der ‚einfache‘ Soldat zum panoptischen Subjekt erhoben, das der militärischen Führung die Orientierungsfähigkeit in parallelen Welten voraussetzt.

Erst auf dieser Grundlage wird auch die Auseinandersetzung mit der ‚Natur‘ sinnhaft, welche die Literatur wie die orale Erinnerung der Finnland-Veteranen so stark gegen andere differenziert.³⁴ Der eigentliche Gegner sind hier das alle Erfahrungen überschreitende Klima und die Topographie, wo meteorologische Phänomene (Nordlicht) zu Halluzinationen führen und Naturphänomene (wie die zur Flutzeit rasch anschwellenden Fjorde) wie biblische Mirakel erscheinen.³⁵ Die landschaftlichen Besonderheiten eignen sich hervorragend dazu, Charakterologien zu konstruieren und – abseits der augenscheinlichen ideologischen Zwecksetzung – einen ‚Menschentypus‘ zu evozieren, der sich durch ‚gute‘ Eigenschaften auszeichnet, zum Beispiel Bescheidenheit, Ehrlichkeit. Darauf baut ein ‚Schicksalsraum‘ auf, den man mit dem militärischen ‚Feind‘ teilt und wodurch sich eine vage Empathie mit jenem abzeichnet. Jedenfalls bezeugt Karl Ruef an mehreren Stellen Respekt vor den sowjetischen Soldaten – die finnischen Soldaten hatten ohnedies bereits einen mythischen Ruf als eine Art Guerilla-Krieger – und stellte sich damit in Gegensatz zu einer Tendenz, die 1955 in der „Kameradschaft“ einsetzte, wo die ersten Berichte über den finnischen Kriegsschauplatz mit Gräuelerzählungen über barbarische Akte der Sowjets durchtränkt waren.³⁶

Das auktoriale Textgemenge, das sich bei Ruef findet und hier nur ansatzweise analysiert werden sollte, bietet ausreichende Elemente, um den Kriegsteilnehmern ex post und trotz der militärischen (und moralischen) Niederlage eine starke personale Identität zu offerieren. Die ‚offene‘ Textstruktur wiederum lenkt uns auf einen umfassenderen Sinn, der für die Erinnerung konstitutiv und gerade durch seine Abwesenheit im verschriftlichten Text charakterisiert ist. Wir finden diesen „Sinn“ allerdings an anderer Stelle artikuliert und erschließbar über die Semantik des Begriffs der „Kameradschaft“. „Kameradschaft“, so die Aussage quer durch unterschiedliche Textsorten im Verbandsorgan der ehemaligen Kriegsteilnehmer, ist eine metapolitische Kategorie. Sie wies über soziale und parteipolitische Zersplitterung hinweg auf eine die Rationalität übersteigende Bindung zwischen den Männern hin, die idealerweise die gesellschaftlichen

34 Im Jahr 1955 präsentierte „Die Kameradschaft“ als Weihnachtsgabe Rolf Ecks Grafikzyklus „Erinnerungen an die Tundra“, der eben die Themen wie „Nordlicht“, raue Nächte etc. herausstellte, also quasi einen archaischen Schicksalsraum konstruierte, vgl. Die Kameradschaft, 11 (Weihnachten 1955).

35 Ingomar Pust, der weitaus intensiver als Ruef auf einen anekdotischen Stil rekurriert, bemüht noch stärker bizarre Bilder vom Schrecken der arktischen Landschaft und den korrespondierenden Brutalitäten: „Die Filzstiefeln der toten Russen [sic!] halfen manchem Gebirgsjäger zum Überleben. Nach Kampfhandlungen schlugen die Jäger den gefrorenen Leichen der Russen die Unterschenkel ab und tauten den Inhalt der Stiefel bei ihren primitiven Öfen auf. So war es in diesem ersten Schreckenswinter am Eismeer.“ Pust, Tragödie, wie Anm. 10, 101.

36 Die Kameradschaft, 3 (März 1956), und 7/8 (Juli–August 1957); den Sowjets wurde unter anderem nachgesagt, sie hätten finnische Häuser in Stallungen umfunktioniert, Kirchen entweiht und in größtem Schmutz gelebt.

Konflikte eingrenzbar und verhandelbar machen sollte. „Kameradschaft“ bezeichnet nicht weniger als eine organische Gemeinschaft, die sich im Gegensatz zum Nihilismus der Moderne bewegt. Die Ideologen der „Kameradschaft“ nahmen also ältere konservative Kritiken an der Fragmentierung in der liberalen Demokratie auf, doch sie gaben dieser Kritik eine auf die Zukunft gerichtete Tendenz. In ihrer Konzeption konnte sich nämlich eine Wertegemeinschaft durchaus im Rahmen moderner sozialer Strukturen, wie etwa der Klassengesellschaft, behaupten, da eine solche Gemeinschaft nicht auf historischen Voraussetzungen aufbaute, sondern eine virtuelle Qualität darstellte, die durch ein „Ereignis“, durch eine die physischen und psychischen Grenzen des Subjekts überschreitende Grenzerfahrung realisiert werden konnte. Der Krieg – das war natürlich der Clou – bot solche Erfahrungen in derartiger Fülle und auf verschiedensten Niveaus, dass er wie nichts anderes diese Seelenhygiene garantierte.

Thomas Kühne hat allerdings darauf aufmerksam gemacht, dass die Semantik von „Kameradschaft“ nach 1945 gegenüber derjenigen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg einen gravierenden Wandel erfuhr. Der Begriff erhält, kurz gesagt, eine „weiche“ Interpretation, er erstreckt sich nunmehr nicht bloß auf den kollektiven Kampfkörper – der nochmals auf einen Männerverband von vielleicht 30 bis 50 Leuten zurückgenommen wird –, sondern integriert ein größeres Gebilde sozialer Beziehungen, auch die Frauen der Veteranen, die nunmehr am Traditionsleben teilhaben dürfen (und sollen). „Kameradschaft“ wird aufgeladen mit Konnotationen, die aus der Ideologie der ‚Familie‘ herkommen.³⁷ Tatsächlich wurden die Frauen, der Hauptsache nach aber als „Soldatenmütter“, auch von den österreichischen Veteranenverbänden angesprochen, und in der „Kameradschaft“ findet sich ein ungewöhnlich aufschlussreicher Text hinsichtlich der größeren Intensität, die der „Kameradschaft“ der Frauen zugesprochen werden müsse. Hier hieß es, dass die Frauen durch ihre tiefere Empfindungskraft nachhaltiger Trägerinnen der „Kameradschaft“ seien als die Männer. Männer würden zur Beschränkung ihrer kameradschaftlichen Gefühle auf diejenigen engeren Symbolgemeinschaften tendieren, denen sie unmittelbar zugehörten. Konkret wurden hier – für den kriegerischen Part – die eigenen Waffengattungen und – für den zivilen Part – die Berufsgruppe genannt. Frauen hingegen wären durch ihre Fähigkeit zur Liebe geeignet, den engeren Bezirk der (künstlichen) Symbolgemeinschaft zu überschreiten.³⁸ Thomas Kühne argumentiert, auch Frauen hätten während dieses Krieges – zwangsweise – die Bedeutung von Solidargemeinschaften für das Überleben der eigenen Familie kennen und würdigen gelernt – eine Einstellung, die sie bald gemeinsam mit den Männern gegenüber der Kindergeneration und der von ihr getragenen Wertrevolution verteidigen sollten.³⁹ Die „Zivilisierung“ der „Kameradschaft“, von der Kühne hier spricht, kann aber auch noch eine andere Dimension offenbaren: die eines

37 Vgl. Kühne, Krieg, wie Anm. 7, 188f.

38 Die Kameradschaft, 47 (24.12.1954). Hier heißt es mit Bezug auf die affektive und materielle Frauenarbeit in der Kriegs- und Nachkriegszeit: „Ach, wie leicht ist es, dem Mann Kamerad zu sein, wenn ihn Todesgefahr umwettert, sei es auf den Bergen, sei es bei gefährlichen Arbeiten, sei es im Kriege. Wie schwer aber ist es, Kamerad zu bleiben, wenn Frau Sorge täglich, stündlich zu Gast ist und ihre bleiche Hand auf den leeren Tisch zwischen zwei Menschen schiebt.“

39 Vgl. Kühne, Krieg, wie Anm. 7, 189.

latentem Geschlechterkrieges. Die unmittelbaren Nachkriegsjahre waren in ganz Europa geprägt von einer fundamentalen Erschütterung tradierter sozialer und kultureller Rollen der Geschlechter, die mit der wirklichen oder vermeintlichen Selbsterfahrung der Frauen auf der Ebene der gesellschaftlichen Reproduktion wie der Erotik zu tun hatten. Die namentlich in der Kriegsgefangenschaft entstehenden Fantasmen der Männern von der sich in Liebe und Treue verzehrenden Frau trafen auf eine schroff entgegengesetzte ‚Heimfront‘, die in Deutschland und Österreich obendrein von fremden Armeen besetzt war. Die Veteranen fühlten sich den Frauen unterlegen und von ihnen gedemütigt, die Frauen waren entsetzt über die Schwäche der Männer und die Heilerwartungen, die an ihre Person gerichtet waren – dieser Komplex bildete jedenfalls den Gegenstand öffentlicher Debatten und klinischer Untersuchungen in den ersten Nachkriegsjahren.⁴⁰ Die Strapazierung des Dispositivs der „Liebe“, die dem Eros entgegengestellt wurde und sich der „Kameradschaft“ verband, war ein möglicher ideologischer Fluchtpunkt, diese Situation zu verändern.

Mit der Emphase der „Kameradschaft“ versetzten die Intellektuellen der Veteranenverbände die Kriegsteilnehmer in eine der zivilen Nachkriegsgesellschaft moralisch überlegene Position. Der Krieg selbst wurde damit als politisches Phänomen entrealisiert und zum bloßen Vorlauf der nationalen Solidargemeinschaft gemacht, auf die hin sich nun sein verborgener Sinn und derjenige des Todes der „Kameraden“ entfaltete. Mit Rücksicht auf die Frage der kollektiven Erinnerungen muss dies nicht unbedingt ein manifester Sinn sein. Entscheidender sind die Gedächtnisformen, in denen die imaginierten Werte zirkulieren. Hier, jedenfalls für lange Zeit, besorgte eine paradoxe Kombination von Hoher und Niederer Form, von Fach- und Alltagssprache, von Kriegsslyrik und Anekdote, Abenteuerroman und Bedienungsanleitung eine Kohäsion, in der sich eine Generation von Kriegsteilnehmern als vermeintlich verkannte Elite immer wieder neu formierte und sich selbst zum Gegenstand von ‚Erinnerungspolitik‘ hat machen können. Lange Zeit, so lange die Generation der Kriegsteilnehmer eminente gesellschaftliche Funktionen ausübte, diente die Form der Erinnerung konkreter Machtpolitik. Die Affirmation der Vergangenheit machte, auch in der oben dargestellten kaleidoskopischen Form, politischen Sinn – zumindest in den Zeiten des Kalten Krieges und der Blockbildung. In dem Maße aber wie sich die Veteranen-Generation aus der Öffentlichkeit verdrängt sieht und den eigenen Tod akzeptieren muss, meldet sich jedoch – so meinen wir mit Bezug auf die Zerfallsprozesse der zuvor kohärenten Präsentation und auf die panischen Reaktionen, die sich gegenüber dem dokumentarischen Bild der eigenen Kriegszeit einstellen – die Macht des Traumas im Symptom hartnäckiger Absperrung wieder zurück.

40 Ausführlich dazu vgl. Siegfried Mattl, Frauen in Österreich nach 1945; in: Wolfgang Huber u. a. Hg., Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl, Wien/Salzburg 1985, 101–126; ders., Die Rückkehr der Liebe. Wissensproduktion zur „Frauenfrage“ im Österreich der vierziger und fünfziger Jahre; in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 4 (1987), 363–377; Ingrid Bauer, Die „Ami-Braut“ – Platzhalterin für das Abgespaltene? Zur (De-)Konstruktion eines Stereotyps der österreichischen Nachkriegsgeschichte 1945–1955, in: L’Homme. Z. F. G., 7, 1(1996), 107–121; sowie zuletzt der Sammelband von Irene Bandhauer-Schöffmann u. Claire Duchon Hg., Nach dem Krieg. Frauenleben und Geschlechterkonstruktion in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg, Herbolzheim 2000.